

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

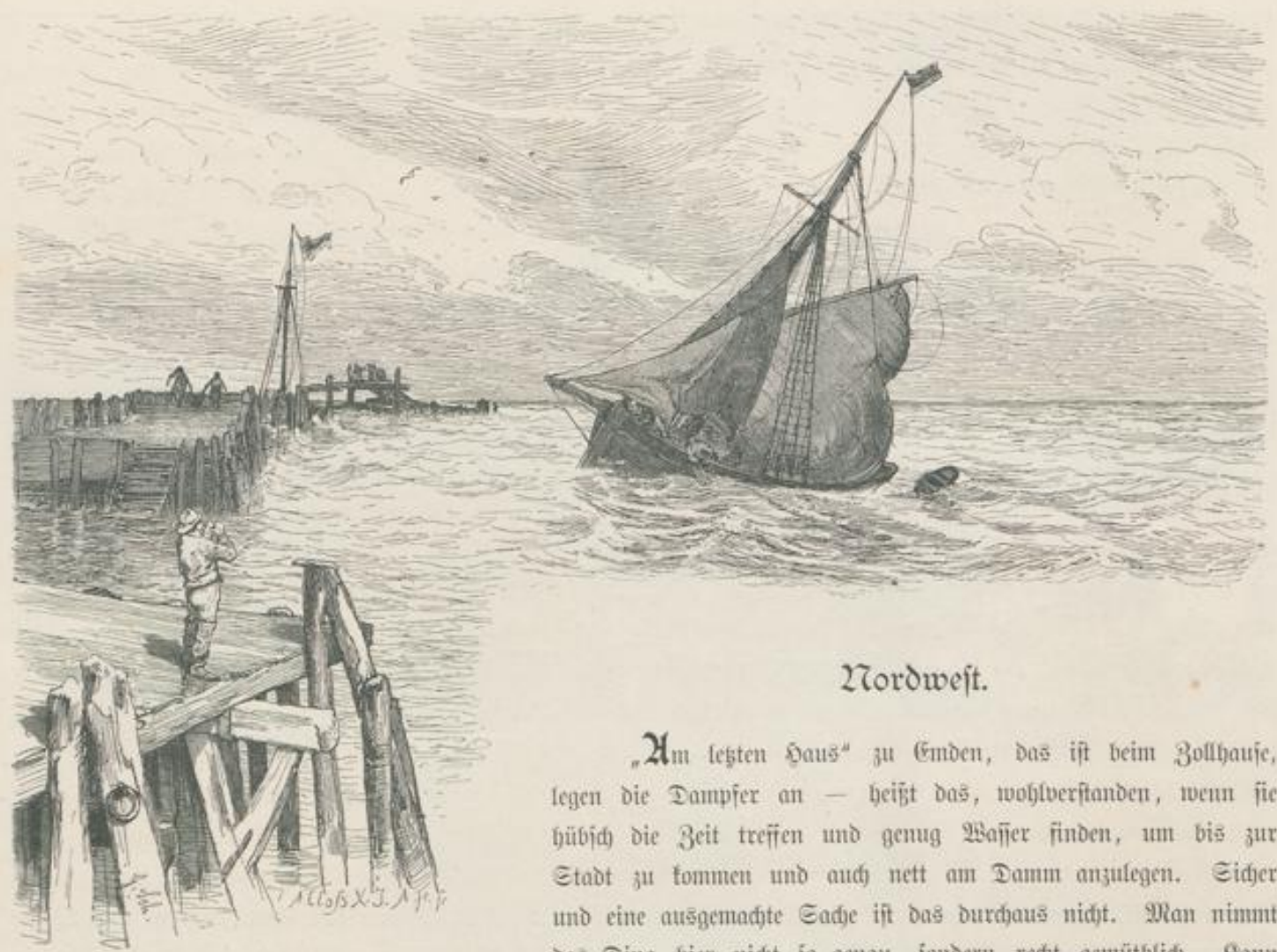
Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee

Hoefer, Edmund

Stuttgart, [circa 1881]

Nordwest

[urn:nbn:de:bsz:31-4556](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-4556)



Nordwest.

„Am letzten Haus“ zu Emden, das ist beim Zollhause, legen die Dampfer an — heißt das, wohlverstanden, wenn sie hübsch die Zeit treffen und genug Wasser finden, um bis zur Stadt zu kommen und auch nett am Damm anzulegen. Sicher und eine ausgemachte Sache ist das durchaus nicht. Man nimmt das Ding hier nicht so genau, sondern recht gemüthlich. Kann

das Schifflein nicht herankommen, — nun, lieber Gott, was thut's? Da legt es draußen, etwa bei der Schleuse an, und wenn die Hotelwagen und sonstigen Gefährte nicht da sind, so machen die Reisenden eine halbstündige Promenade auf dem Deich bis zur Stadt und erhalten in längerer oder kürzerer Zeit ihr Gepäc ganz richtig nachgeliefert, — wenn nicht zum nächsten Bahnzuge, doch ganz gewiß zum folgenden. „Da d'rüm“ läßt kein Mensch sich ein graues Haar wachsen! —

Aber wenn das Schiff auch wirklich und glücklich bis zum „letzten Hause“ und zur richtigen Stelle gelangt, so ist damit keineswegs gesagt, daß es nun auch, wie es sich gebührt, an die Uferpfähle heran zu kommen und nach Wunsch anzulegen vermag. Da ist bald einmal das Wasser noch nicht hoch genug und bald liegen da noch allerhand Fahrzeuge, welche anscheinend die Ankunft des Dampfers nicht so früh erwartet haben und es der Mühe nicht für werth hielten, nach ihm auszuweichen. Und wozu auch? Vergleichen nimmt wiederum hier kein Mensch schwer, und selbst, wenn es zu einigen Grobheiten und recht handfesten Flüchen kommt, erhitzt man sich dabei doch ganz und gar nicht. Der Dampfer sucht sich einen Platz, so gut er kann. Reicht die Landungsbrücke nicht auch bis ans Land, so legt sie sich in das nächste beste kleine Fahrzeug hinab, und so ist die Passage hergestellt, hinab und hinauf, mit Hindernissen und Schwierigkeiten, die für — Seemannsbeine nicht der Rede werth sind. Andere kennt und ästमित man hierzulande nicht. Wollen die Landratten einmal an die See und auf die See, so müssen sie sich gewöhnen, wie's die Male müssen, wann die Köchin ihnen die Haut abzieht.

Aber nur Geduld! „Nachgrade kommt Hans ins Wamms“ und ihr an Bord. Und jetzt belegt euch einen Platz, womöglich in der Mitte des Schiffs, hinter der ersten Kajüte — denn wie wenig ihr in der Stadt auch eigentlich von den Fremden merktet, jetzt, wo sie alle bei einander sind, ist es eine ganz ansehnliche Gesellschaft und



Das Hammerichshaus bei Emden.

an Bord ziemlich voll! — guckt ein wenig nach eurem Gepäc, und dann harret erwartungs- oder ergebungsvoll der Freuden oder Leiden eurer Fahrt.

Und nun ist Gottlob an Bord alles klar und es geht los; die Maschine beginnt ihr Spiel und die Räder fangen an sich zu drehen — nehmt den Wunsch mit, daß ihr ein gutes Schiff tragt. Denn es gibt auf dieser Tour auch den einen oder anderen alten Kasten — ausgefahren, möchte man sagen wie ein maroder Eisenbahnwagen —, dem das Vorwärtstommen sauer wird und wo das Zittern und Schütteln nicht aufhört, so daß euch selbst euer guter Platz mittschiffs wenig hilft. Rechts und links erhebt sich nun alsbald der Deich, der das Fahrwasser einsaßt und euch den Blick ins Land wehrt. Denn die Sturmfluten sind auch hier zu Zeiten furchtbar. Selbst in Emden haben sie schon böß gehaust, und gar nicht fern von der Stadt zeugt noch ein altes Gehöft, das Hammerichshaus, der letzte Ueberrest eines größeren Dorfs — die Kirche wurde erst in den zwanziger Jahren abgetragen — von ihrer graufigen Gewalt.

Jetzt fahrt ihr durch die Schleuse, gemustert von neugierigen Blicken, denn rechts dort oben liegt ein Wirths-Etablissement, wo es die Emden sich häufig und in großer Zahl wohl werden lassen. Man hat dort wirklich einen weiten Ausblick in den Dollart, jenen gleichfalls vor Jahrhunderten durch die Sturmfluten gerissenen meilenweiten Busen, in den nun auch euer Schiff sich hinein arbeitet. Denn es ist hier beinahe schon wie die wirkliche See, so weit — weit ist alles eine unruhige Wasserfläche und nur hin und wider zeigt euch, eine auf- und abtauchende Tonne, daß es hier noch zahlreiche, an das alte verschlungene Land gemahnende Untiefen gibt, zwischen denen die Schiffe wohl auf das richtige Fahrwasser zu achten haben. Das Land tritt allerwärts weit zurück und zeigt sich nur in dämmernden Umrissen. Dort erscheint Delfszyl, die kleine holländische Festung an der Ems, ohne Einspruch von deutscher Seite an unseren Fluß gelegt und mit ihren Kanonen ihn beherrschend, zu des mächtigen Emdens Verderben. Da dämmert die Knod an der ostfriesischen Küste auf, die letzte Landspitze an der Ems vor ihrem Eintritt in die offenbare See. Als Friedrich der Große einmal seine neue Provinz besuchte, führte ihn, nach allen übrigen großartigen Empfangsfeierlichkeiten, eine geschmückte Jacht vom Delft hinaus und hinüber zur Knod. Das ist die Stelle, die wie keine andere in deutschen Landen zu der Anlage des gewaltigsten See- und Kriegshafens geeignet ist und alles vereint, was man von einem solchen verlangt, — die Ausdehnung, welche die größten Flotten der Welt aufzunehmen vermag; die Tiefe, so daß die schwersten Schiffe bis ans Land gelangen können; den vollkommenen Schutz endlich gegen die Nordweststürme. Und Friedrich stand dort und vernahm's von den ihn begleitenden Seeleuten und sah's mit eigenen Augen. Aber er verstand nicht, was er hörte und sah, und achtete nicht darauf. Denn er war nur ein großer Land-König!

Und jetzt — aber was gibt's denn? Seht, wie lebendig wird's plötzlich in der Flut da unter und um und vor euch! Fühlt's, was für eine Bewegung mit einemmale in euer, bisher so gemüthlich und friedlich dahin ziehendes

Schiff kommt! — Ah! „Dhalatta! Dhalatta!“ riefen jubelnd, jauchzend und tanzend vor Glück und Lust jene griechischen Schaaren, als sie auf dem Rückzuge endlich wieder „das Meer“ erblickten. Und so jauchzen auch wir glücklich auf, wenn wir nach langer, langer Raft im heißen, staubigen Lande uns endlich wieder angeweht fühlen von dem frischen lustigen Seewind, und es weit umher blüht und glipert und wogt und braust und sinkt und steigt von schaumgefäumten Wellen! Sei begrüßt zu tausendmalen, du allgewaltige, ewige, geliebte See! Sei begrüßt, sei begrüßt!

Denn merkt es wohl: von eurem vornehmen „Meere“ weiß man an unseren Küsten nichts. Damit tragen sich nur poetische Landratten oder diejenigen, welche in fremden, südlichen Landen gelernt haben, auf ihre alte Heimat und ihre Weisen hochmüthig hinabzusehen. Wir aber bleiben bei unserer „See“ und wissen, wollen und lieben nichts anderes.

Wie hat sich alles verändert! Zu Emden spürtet ihr so gut wie gar keinen Wind; nur ein leises Lüftchen strich euch entgegen, als ihr am Quai auf den Dampfer wartetet. Und da ihr durch den Dollart fuhr, wehte es wohl etwas frischer, allein es war im Grunde auch nicht der Rede werth. Aber nun hier draußen — da ist „Er“ — d. h. der Wind, den der richtige Schiffer und Fischer, vordem wenigstens, nicht leicht anders bezeichnete, wo er ihn nicht nach seiner Richtung benannte. Und zwar ist „Er“ wirklich hübsch frisch, — ein Nordwest, vor dem, wenn er zum Sturm anschwillt, jedes Menschenkind an den Küsten Hollands, Ostfrieslands, bis nach Schleswig und den nordfriesischen Inseln hinauf und immer so weiter, sich kreuzigt und segnet und sich und die Seinigen in Gottes Schutz bezieht. So ist er heute freilich nicht. Wie frisch er bläst, für die Fahrzeuge, welche von der hohen See kommend, landwärts wollen, ist er hochwillkommen, denn er fördert sie mächtig. Seht einmal, wie schnell die Yacht dort herankommt, was für eine prächtige Fahrt da die Yalken haben — sie laufen ordentlich um die Wette! — Und vor euch die stolze Bark mit ihrer Leinwandpyramide! Vom Deck aufwärts bis zum obersten Bram steht alles Tuch, was sie nur führen kann. Aber wie geht sie auch vorwärts! Wie wirft sie die Wellen auseinander, daß sie hoch aufsprigen! Und nun ist sie heran und geht am Dampfer vorbei. Ein grüßendes Halloh klingt herüber und die lustigen Jungen an ihrem Bord schwingen euch die Hüte entgegen — ob sie wohl zugleich spöttisch und selbstzufrieden dazu ein wenig lächeln? Oh, wenn solch ein tüchtiger Segler nur immer einen so günstigen Wind hätte, da wär's, mit ihm dahin zu fahren, doch eine ganz andere Lust, als von dem nüchternen Dampfer, sei es auch noch so schnell, dahin getragen zu werden! —

Wie hat sich alles verändert! Der rein blaue Himmel hat sich mit langen weißen Wolkenstreifen bezogen, den richtigen Windwolken, die hie und da sogar ineinander fließen; das goldene Sonnenlicht ist zu einem sehr gedämpften geworden, das sich kaum noch recht in den immer lebhafteren, grauen oder glasig grünen, weiß überschäumt heran und vorüberjagenden Wogen widerzuspiegeln vermag. Der Wind frischet — ich möcht' es keinem etwa an Bord weilenden Freigeist rathen, daß er übermüthig jetzt „nach ihm“ pfliffe, — man hat von „ihm“ schon „haufen“ genug, und obgleich die Dampfschiffmatrosen bei weitem aufgeklärter sind, als die alten Theerjaken der Segelschiffe, so haben doch auch sie noch eine ganz hübsche Portion von Seemanns-Aberglauben, und wer dagegen sündigen wollte, möchte sehr verdrießliche Mienen erblicken oder gelegentlich eine nichts weniger als gesellschaftlich bemessene Zurechtweisung vernehmen.

Rein, der Wind ist im Ueberflus da und obendrein nichts weniger als günstig für den Dampfer. Er arbeitet ersichtlich nicht leicht und fängt an ganz leidlich zu stampfen, so daß es mit eurem Hin- und Herpazieren nicht mehr recht fort will, — die Beine werden merkwürdig unsicher und die Füße wollen kaum noch am Deck haften.

Trotz alledem ist's eine prächtige Fahrt für jeden, der die See lieb hat und ihr nicht ganz fremd ist. Aber freilich, für die Meisten hier am Bord ist's mit der Lust und dem Vergnügen vorbei. Die übermüthige Gesellschaft von feinen Herren und zierlichen Damen, welche den ersten Tisch zunächst der Kajütenwand in Beschlag nahm, unermülich im Anklingen ihrer Gläser, unerschöpflich im Lachen und Scherzen, im Necken und Spotten über die Seekrankheit und die Angst vor derselben — seht einmal, wie sind die Leutchen still geworden! Hier wurde eine glühende Wange schon ein wenig blaß und dort ein feines Näschen merkwürdig spiz, und der Spott und die Renommage

erstarben zwischen den sich fest und fester schließenden Lippen. — Ja, ja, werthe Herrschaften, so geht's! Die See läßt ihrer nicht spotten!

Oder seht euch einmal das Pärchen dort an! Sie haben sich ihren Platz — sie brauchen nur einen! — auf einer Seitenbank, in der Nähe des Steuerrades gesucht. Da hocken sie und wollen nichts von der Gesellschaft, sondern sehen nur sich. Die sind auf der Hochzeitsreise. Das war ein Anblicken und Händedrücker, ein Lächeln und unterdrücktes Lachen, ein Flüstern und ein Schmeicheln! Oh! Es rümpften sich auch mehrere Näschen an Bord sehr „choquirt“, und hin und wieder sah man äußerst spöttische Blicke und vernahm einige halblaute moquante Worte. Und dennoch wären die naserümpfenden alten Jungfern und die herrenartigen Spötter alle sicherlich für ihr Leben gern an der



Seekrank.

Stelle und in der Lage der glücklichen Leuten gewesen! — Aber jetzt ist es auch hier „vorbei mit Spiel und Tanz“. Beide sitzen zusammengeschniegelt, wie ein einziger kleiner „Haufen Unglück“. Sie hat „ihr Köpfchen an sein Herz gelegt“ und birgt, die Augen schließend, das Gesichtchen an seiner Brust, und er schaut, fast leichenfarbig und schwimmenden Blicks, hinab auf sie und um sich her und —

„Es pfeift der Wind und die Möven schrei'n,
Die Wellen wandern und schäumen!“

Wißt ihr, wie den Beiden ist? Das läßt sich mit einer, ob auch nicht salonsfähigen Redensart bezeichnen: sie fragen jetzt den Kufuk nach aller Schönheit der Erde und aller Liebe der Welt, sondern fühlen sich bloß elend zum Sterben! —

Oh, es ist eine prachtvolle Fahrt, eine wundervolle See! Da kommt eben eine stolze, richtige Seewelle herangebraust, eine Viertelstunde lang, mächtig aufgebäumt in glasig grüner, fast schwärzlicher Höhlung und mit dem prächtigsten silbernen Kamm geziert! Nun ist sie unter dem Bugspriet, und jetzt — hei, wie hebt sich euer Schiff

und zittert auf der Höhe und sinkt bebend in die Tiefe! Da vorn, an dem lustigen Tisch, klirren ein paar herabstürzende Gläser und Flaschen, aber wer achtet darauf? Die Menschen haben genug mit sich selber und mit einander zu thun. Das stöhnt und schwankt und stolpert zur Kajütentreppe oder kommt auch gar nicht mehr dahin, sondern sinkt in dumpfer und stumpfer Ergebung auf der nächsten Bank, dem ersten Stuhl zusammen. Und das Taubenpärchen? — „Oh, Alfred — ich sterbe!“ „Oh Lydia, ich auch! Aber wir sterben doch zusammen!“ — Oh Schönheit und Jugend, — oh Stolz und Tapferkeit — Spreu, alles Spreu! Es ist aus und zu Ende! —

Ja, die Seekrankheit ist, um einen Matrosenausdruck zu wählen — wir sind ja auf der See! — ein gottverdammliches Leid, ein dämonischer, heimtückischer Feind. Sie packt den Verbsten und den Zartesten voll tadelloser Unparteilichkeit, und wer sich am sichersten vor ihr glaubt, fällt ihr nur allzu oft am ersten zum Opfer. Laßt euch nicht einbilden, daß wer ein- oder ein paarmal, oder sogar bisher immer unangefochten blieb, nun auch wirklich für immer gesichert sei, oder daß ein einmaliger tüchtiger Anfall und eine lange Gewöhnung an Wind und Wellen solche Sicherheit gewähre. Spaß! Es gibt manchen alten „Kapitän“ und mehr als einen „befahrenen“ Mann, die jedesmal, wenn sie nach längerer Rast den Hafen wieder verlassen, der See einen neuen Tribut darzubringen haben.

„Aber es muß doch irgend ein Mittel geben!“ ruft ihr halb verzweiflungsvoll und halb zornig, obgleich ihr oft genug gehört habt, daß man keines weiß, weder der berühmte Arzt am Lande, noch die erfahrenste Theerjake an Bord. Wollt ihr aber den Rath eines alten Praktikus vernehmen, der noch bei keiner Seefahrt und auch nicht auf der hier geschilderten krank wurde, was ihn jedoch keineswegs hochmüthig und sicher auch allen folgenden Fahrten entgegensehen läßt, so laßt euch — nichts Neues sagen, aber das wiederholen, was sich wenigstens noch am besten bewährt hat: haltet euch, wie schön auch der Tag ist, auf der See wärmer gekleidet als auf dem Lande, zumal in Ansehung des Unterleibes und der Füße. Haltet euch auf eurem Platz, womöglich in der Mitte des Schiffs oder Bootes, ruhig und beschränkt eure gar zu große Lustigkeit und Rührigkeit einigermaßen; eßt und trinkt vor der Abfahrt und während der Fahrt genügend, aber mit vernünftigem Maß — flieht alles Fette, Schwere und Scharfe: die beliebten „Cognacs“ schaden euch mehr, als sie euch helfen, denn sie machen euch unter Umständen schon ihrerseits schwindelig. Geht ums Leben nicht in die Kajüte hinab und schaut nicht auf die ruhelosen Wellen, noch auf die unruhigen Bewegungen des Schiffs, sondern auf eure Nachbarn, auf die Vorgänge an Bord — nur nicht auf die Kranken! — in die Weite hinaus, zum Himmel hinauf, kurz wohin ihr sonst Lust habt. Und das Uebrige überlaßt dem Geschick und eurer Natur.

Eins könnt ihr als fast ausnahmslos sichere Regel annehmen: wer sich am Lande selbst in einer großen, weit ausholenden Schaukel wohl fühlt, wird auch bei unruhiger See selten oder nie seekrank werden. Und umgekehrt — wer unter jener Bewegung leidet, hat auch hier schlechte Aussichten.

Aber es gibt schon wieder eine Veränderung, und diesmal ist es eine für die Kranken sehr erwünschte. Der Wind läßt ein wenig nach oder wirft sich euch doch nicht mehr so scharf entgegen. Die Wellen senken sich bedeutend und brausen nicht mehr so stürmisch vorüber. Man schaut an Bord wieder auf und matten Blickes um sich. Gottlob — Gottlob! — Da ist ein Leuchtturm, da ein hohes hölzernes Gerüst — ein Seezeichen oder Kaap. Nun wird ein Höhenzug sichtbar und jetzt erscheint schon die dunkle Linie des Strandes. Der Dampfer wendet sich ein wenig und legt bei. Das Boot wird ausgelegt. Am noch ziemlich fernen Strande rührt es sich und, wenn ihr gute Augen habt, seht ihr, daß hochrädige, plumpe hölzerne Wagen ins Wasser hineinfahren und sich euch langsam nähern. Ihr seid bei Borkum.